

Eugen Ruge: „Pompeji oder Die fünf Reden des Jowna“

Vulkanistisches Querdenkenertum

Von Wolfgang Schneider

21.05.2023

Eugen Ruge gelang 2011 ein fulminantes Spätdebüt als Romanautor: mit dem Familienepos „In Zeiten des abnehmenden Lichts“. Zunächst schlug Eugen Ruge jedoch eine Laufbahn als Mathematiker und Erdbebenforscher ein – ein wissenschaftliches Gebiet, das nicht ohne Bedeutung für seinen neuen Roman ist. Der handelt nämlich von einer Stadt, die zunächst von einem Erdbeben getroffen wird, um siebzehn Jahre später von einem Vulkanausbruch vernichtet zu werden: Pompeji.

An Literatur über Pompeji mangelt es nicht, von archäologischen Sachbüchern bis zu Katastrophenthrellern. Eugen Ruge hat nun einen ganz eigenen, bisweilen fast parabelhaft erscheinenden Zugang zum Thema gefunden, indem er Pompeji als Ort beschreibt, in dem die Menschen von einer kommenden Katastrophe nichts wissen wollen und das Verhängnis herunterspielen.

Es waren, wieder einmal, unruhige Zeiten, diese Jahre im letzten Drittel des ersten Jahrhunderts. Schon damals gab es einen Nahost-Konflikt. Unerhört brutal war der Krieg gegen die Aufständischen in Judäa geführt worden. Im Jahr 70 waren Jerusalem und der große jüdische Tempel zerstört worden. Im Roman hocken in den Kneipen von Pompeji die römischen Veteranen beim geharzten Wein, schwadronieren von den bössartigen Hinterhalten der Juden und prahlen mit ihren martialischen Taten.

„Wie sie sich über die störrischen Jüdinnen mokierten, die sich ihnen nicht hatten andienen wollen. Wie sie sich brüsteten, den Priestern im Tempel die Köpfe abgeschlagen zu haben, während diese bis zum letzten Augenblick in ihrem wiegenden Singsang verharrt hatten.“

Unmut gegenüber der römischen Herrschaft

Auch Pompeji ist eine römische Eroberung. 80 vor Christus wurde die Stadt nach langer Belagerung durch die Truppen Sullas unterworfen. Die alte samnitische Kultur wurde verdrängt; im Roman wird sie aber immer noch beschworen, wenn es darum geht, Unmut gegenüber der Herrschaft Roms zu artikulieren.

Schon das Setting des Romans ist faszinierend: ein krisenhaftes Gemeinwesen zwischen zwei Katastrophen. Im Jahr 62 gab es ein schweres Erdbeben, das große Zerstörungen in Pompeji hinterließ und den Schlotpfropfen des Vesuvs lockerte, wodurch der Countdown

Eugen Ruge

„Pompeji oder Die fünf Reden des Jowna“

Verlag dtv, München

364 Seiten

25 Euro

zum Ausbruch eingeleitet wurde. Siebzehn Jahre sollten der Stadt noch bleiben. Den Bemühungen des Wiederaufbaus nach dem Erdbeben haftet retrospektiv eine tiefe existenzielle Vergeblichkeit an.

Die Handlung des Romans beginnt einige Jahre vor dem Vulkanausbruch. Die Hauptfigur Josse oder Jowna ist der Sohn armer Migranten, die vor Kriegswirren Zuflucht in Pompeji gesucht haben. Erst einmal haben sie ihren Namen einen römischen Klang verliehen.

„Sein Vater, der den Namen Jazyg trug, hatte eine Metzgerei in Pannonien besessen... Fortan nannte er sich Jacobus und mühte sich redlich, ein richtiger Römer zu werden. Er ahmte mit Leidenschaft alles nach, was er für römisch hielt, äußerte niemals Kritik und erzählte tapfer römische Witze weiter, die er nur halb verstand.“

Viel Arbeit, wenig Lohn

Man kennt das: In der ersten Generation der Zuwanderer gibt es viel Arbeit und Beflissenheit und wenig Lohn. Jacobus geht pleite mit seiner Metzgerei und schlägt sich als Sackträger durch. Josse schämt sich für den Vater, er sieht die Stadtgesellschaft mit weniger Ehrfurcht und hofft, sich irgendwann für die niedere Herkunft zu entschädigen. Trotziger Stolz kennzeichnet ihn. Er ist der Anführer einer kleinen Bande, die durch die Ruinenstraßen der Oststadt zieht.

Und dann kommt eines Tages zur antirömischen Renitenz ein subversives Wissen. Von einem klugen Griechen erfährt Josse, wovon die Bürger Pompejis lieber nichts hören wollen – dass ihre Stadt nämlich auf vulkanischem Grund gebaut ist. Und dass der Vulkan beunruhigend aktiv ist. Risse im Gemäuer zeugen davon; und die regelmäßig klirrenden Gläser in den Schränken, beinahe ein zartes Geräusch, aber doch sehr unheimlich. Und dann gibt es noch die Gerüchte von Tieren und Menschen, die am Berghang tot aufgefunden wurden. Schweflige Dämpfe, wird gemunkelt.

Josse hat nun seine Berufung gefunden. Er wird zum Warner und Mahner vor der Katastrophe, anfangs ohne Erfolg:

„Die Leute schienen nicht besonders beunruhigt zu sein. Nicht, dass sie ihn für einen Lügner hielten, aber sie glaubten ihm nicht so recht.

„Ich kenne dich! Du bist doch der Josse, Sohn des Jazyg!“

Und wenn man jemanden selbst und persönlich kannte, konnte es nicht weit her sein mit ihm. Einzig die Christen, eine winzige Sekte von Apokalyptikern, die ganz versessen auf schlechte Nachrichten waren, nahmen die Botschaft ernst.“

Zeitlose Themen

Schließlich wird Josse zum Wortführer einer kleinen Gemeinschaft, die Pompeji den Rücken kehrt, weil sie nie wirklich dazu gehört hat. Eine Stunde Eselsritt von der Stadt entfernt, direkt am Strand, wird zunächst sehr behelfsmäßig eine neue Ansiedlung gegründet – die vulkansichere Alternative zu Pompeji. Der Roman schildert diese Separatisten mit amüsantem Anachronismus: Mal erscheinen sie wie eine Hippie-Kommune, mal erinnern sie an die theoriefreudig zerstrittenen Achtundsechziger, mal an die DDR-Bohème in den zerfallenden Altbauten des Prenzlauer Bergs. Zeitlose Themen werden, befeuert vom

bewusstseinsweiternden Fliegenpilzsud, debattiert: freie Liebe, direkte Demokratie und die Abschaffung des Besitzes, die Staatstheorie Platons und die Frage, ob der Epikureismus im Zeichen des asketischen Verzichts oder der hedonistischen Genussfreude zu verstehen sei. Man verdammt die römische Besatzung und singt die alten oskischen Lieder in der Sprache der Samniten.

Josse sinniert darüber, welche gesellschaftlichen Kreise für das vulkanistische Querdenkertum besonders empfänglich sind:

„Die Bruchkante, denkt er, verläuft nicht exakt zwischen arm und reich, auch nicht zwischen gebildet und dumm, sondern es sind eher die römisch-patriotischen Bürger, die die Vulkangerüchte ablehnen, sie in den Bereich abstruser fremder Kulte oder gar des Christentums verweisen, während die anderen, die Nörgler und Querulanten, an den Vulkan glauben. Wieso ist das so?“

„Unwissenschaftliches Gewäsch“

Eine Gruppe von „Separatisten“ verbreitet apokalyptische Botschaften – auch gewisse Parallelen mit den radikalen Klima-Aktivisten von heute stellen sich bei der Lektüre unweigerlich ein. Ein Unterschied besteht darin, dass die damalige Wissenschaft im Fall der Vulkanangst Entwarnung gibt.

Eines der schönsten und witzigsten Kapitel des Romans handelt davon, dass Josse den auf der anderen Seite der Bucht lebenden Gelehrten Plinius besucht, um ihn um gültige Auskunft zu bitten. Plinius der Ältere ist eine kuriose Erscheinung, schwer an Welt-Wissen und Leibesfülle. In den 37 Bänden seiner Naturgeschichte hat er die Kenntnisse seiner Zeit zusammengefasst. Weil er nur noch schwer hört, debattiert er nicht, sondern hält mit kastratenhafter Stimme Vorträge, bei denen er allerdings selbst immer wieder einnickt – die Schlaflosigkeit zahlloser Lese-Nächte fordert Tribut. Von Josses Theorien über den Zusammenhang zwischen Erdbeben und Vulkan und von den Beobachtungen am Berg lässt er sich nicht beeindrucken:

„Alles unwissenschaftliches Gewäsch! Ich glaube nur an die Wissenschaft! Und die Wissenschaft sagt, dass Erdbeben durch Winde verursacht werden.“

Hören auf die Wissenschaft? In diesem Fall wohl besser nicht. Manche mit viel Autorität vorgebrachten Diskurse erweisen sich im Rückblick als sehr zeitgebunden.

Als Monate später die gigantische Asche- und Gesteinswolke über dem Vesuv aufsteigt, erinnert sich Plinius an die Worte des jungen Besuchers und lässt sich über die Bucht rudern, um die Katastrophe selbst wissenschaftlich zu begleiten. Dort stirbt er unter Herzkrämpfen im stickigen Schwefeldunst; so ist es überliefert.

Aber noch ist es nicht so weit. Zunächst kommt eine starke Frau ins Spiel. Livia Numistria ist die führende Unternehmerin Pompejis. Sie lebt in einer Bestlagen-Villa mit Meerblick, in der es neben vielfältiger Pracht einen neuen Luxus gibt: Glasfenster. Livia hat antizyklisch agiert und in der Zeit nach dem Beben, als die Grundstückspreise sanken und viele die Stadt verließen, mit ihren Ziegeleien am Wiederaufbau Pompejis verdient. Die Kunst der Bestechung beherrscht sie vollendet. Gerade hat sie für eine symbolische Sesterze die

maroden Thermen der Stadt gekauft, um sie, natürlich mit Fördergeldern, zu sanieren: zeitlose ökonomische Cleverness. Dazu gehören auch die nützlichen Verbindungen in die Politik.

Geldwert und Geschlechtslust

Deshalb trifft es sich gut, dass Livias Ehemann, der melancholische Fabius Rufus, das Amt des Stadtoberhaupts bekleidet. Sie hat das Geld, er die Kontakte. Dass er ganz vom Wohlstand seiner Frau lebt, schlägt Fabius allerdings auf die Potenz. Was er mit Livia nicht mehr zu leisten vermag, vollbringt er regelmäßig im Verlauf einer sogenannten „Heilmassage“ mit einer diskreten Dame. Livia duldet es mit Gleichmut, zumal ihr eigener erotischer Appetit bald in eine andere Richtung geht. Sie hat es auf den Wortführer der Separatistenkommune abgesehen, auf den attraktiven Josse. Natürlich hat sie dabei Hinterabsichten. Geldwert und Geschlechtslust sind bei ihr zwei Seiten einer Münze. Es geht ihr darum, das geschäftsschädigende Vulkangerede aus der Welt zu schaffen.

„Und dann führte sie ihm vor Augen, welche Folgen die Vulkangerüchte und die Gründung einer Neustadt für Pompeji haben könnten. Was drohte, wenn der fragile Wiederaufstieg der Stadt durch eine weitere Immobilienkrise gestört würde. Stadtflucht und Preisverfall. Leere Steuerkassen. Verzögerung dringender Maßnahmen und Reparaturen. In der Folge weitere Stadtflucht, weiterer Preisverfall, ein fataler Kreislauf. Wie sollte Pompeji jemals wieder ein attraktiver Handelsplatz werden?“

Hier entwickelt sich eine große Geschichte von Liebe und Opportunismus, deren Details man nicht verraten sollte. Nur so viel: Es gelingt Livia, Josse für ihre Zwecke einzuspannen, ihn umzudrehen. Wider besseres Wissen lässt er sich von ihr zum Vorsitzenden des Vulkanvereins von Pompeji machen – einer farcenhafte Organisation, die nicht länger dazu aufruft, die bedrohte Stadt zu verlassen, sondern für ein Leben „mit dem Vulkan“ plädiert, weil die Stadt dem Vulkan doch so viel verdanke, von den Tuffsteinen zum Bau der Häuser bis zu den reichlichen Ernten auf fruchtbaren Lavaböden. Livia hat die Stichworte dazu gegeben:

„Wir brauchen einen Verein, der dem Gemeinwohl dient... Der den Glauben an Vulcanus mit dem Gedeihen der Stadt verbindet. Der die Menschen ermutigt, in Pompeji zu bleiben, anstatt sie aus Pompeji zu vertreiben.“

„Das Problem ist“, wandte Josse vorsichtig ein, „dass ich monatelang versucht habe, die Leute zum Verlassen der Stadt zu bewegen. Wie soll ich ihnen jetzt weismachen, dass sie hierbleiben sollen?“

„Ach, die Leute.“ Livia zuckte mit den Schultern. „Die sind so vergesslich wie das Schilf! Niemand interessiert sich für das, was du gestern gesagt hast.“

Korrumpierte Vulkanleugnerie

„Leben mit dem Vulkan“ – dieses Motto ist eine Steilvorlage für die letzten Kapitel, die in den Wochen vor der Katastrophe spielen. „Vulkanalien“ werden gefeiert, dem Gott Vulcanus wird geopfert. Pointiert schildert der Roman, wie der Priester Lucretius, ein geschäftstüchtiger Scharlatan, die Rituale weihevoll inszeniert. Korrumpierte Vulkanleugnerie, mit den vereinten Kräften von lokaler Wirtschaft, Stadtpolitik und Religion.

In seinem großen Roman „Metropol“ hat Eugen Ruge die Erfahrungen seiner Großeltern als kommunistische Exilanten im Moskau der stalinistischen Schauprozesse verarbeitet. Auch da ging es um das Leben auf einem – allerdings politischen – Vulkan, um einen panischen Alltag im Zeichen des allgegenwärtigen Misstrauens und der Verdächtigungen. Wie konnte es sein, dass die Menschen die absurdesten Beschuldigungen akzeptierten und zugaben, Saboteure und Spione zu sein, darüber aber den Glauben an den Sozialismus nicht verloren? „Die Menschen glauben, was sie glauben wollen“, lautete ein zentraler Satz jenes Romans. Man könne ihnen Fakten liefern, man könne sie widerlegen, aber wer etwas glauben wolle, finde immer einen Weg, die Tatsachen seinem Glauben gefügig zu machen. Genau darum geht es auch in „Pompeji“. Was in „Metropol“ als Tragödie gestaltet war, wird hier als Komödie inszeniert.

Nuancierte Gesellschaftssatire

Der Roman lebt von der nuancierten Gesellschaftssatire und der psychologisch triftigen Figurenzeichnung. Es gelingt ihm ein literarisches Soziogramm der Stadt, in dem alle Schichten vorkommen, von den Sklaven und Outcasts bis zu den Maßgeblichen und Mächtigen. Dazwischen Emporkömmlinge wie der Unternehmer Polybius, ein freigelassener Sklave, der nach Pompeji gezogen ist, um sich dort, wo niemand seine Vergangenheit kennt, hochzuarbeiten. Aber bei allem Wohlstand und allem Bemühen – er wird nie richtig dazugehören mit seiner neureichen Geschmacksunsicherheit.

„Er hatte lesen und schreiben gelernt. Er lernte Griechisch. Er hatte sich die gerade in Mode gekommenen Zusammenfassungen der Klassiker bestellt, die er eisern durcharbeitete. Er tat alles, um anzukommen. Es genügte nicht. Es war nicht aufzuholen. Er servierte Austern, er ließ Frühgemüse aus Sizilien kommen. Er hatte die größte Meerbarbe, die jemals im Hafen von Pompeji angelandet worden war, für seine Gäste zubereiten lassen, sechstausend Sesterze, so teuer wie sein Koch. Und das Ergebnis? Er sei ranzig gewesen, der Fisch. So wurde dann hinter seinem Rücken gemunkelt.“

Historische Romane dienen nicht der Erforschung entlegener Epochen, es sind Spiegel für die Gegenwart, in denen sich Aktuelles verdichtet und verdeutlicht. Auf römische Kostümierung verwendet Ruge deshalb kaum Mühe, die Figuren wirken in ihren Sorgen und Nöten, ihrem Ehrgeiz und ihren Eitelkeiten eher wie Zeitgenossen von heute. Und das gilt auch für den Parlando-Ton des Erzählers. Hier könnte Bertolt Brechts Roman „Die Geschäfte des Herrn Julius Cäsar“ ein Vorbild gewesen sein. Wie Brecht verwendet Ruge gezielt – allerdings nicht so häufig, dass es zur Manier würde – anachronistische Begriffe, die die historische Illusion aufbrechen, etwa: „Touristen“, „Patriarchat“, „Imperialismus“, „Identität“ oder „Männerphantasien“. Moderne Worte für Phänomene, die doch auch schon vor 2000 Jahren eine Rolle spielten.

Alles ist bedacht

Ein Schwachpunkt des Romans ist sein zunächst etwas unklar und verzettelt wirkender Aufbau. Erst später fügt sich alles zusammen, und wenn man die ersten Kapitel dann noch einmal liest, merkt man, dass alles bedacht ist und es keine losen Erzählfäden gibt.

Mysteriös bleibt der Erzähler des Romans. Er schaltet sich mit launigen Kommentierungen ins Geschehen ein und richtet seine Worte auch direkt an die Leser. Die Kapitel werden als Schriftrollen bezeichnet. Offenbar handelt es sich um einen Überlebenden der Vulkan-Katastrophe, einen Bürger der Stadt, der zeitnah für die Nachgeborenen berichtet. Dies wird zum Beispiel in einer Passage deutlich, die sich mit dem Verdacht des Stadtoberhauptes

Fabius Rufus beschäftigt, wer hinter dem Vulkangeschwätz in der gerade erst wieder aufblühenden Stadt stecke:

„Selbstverständlich war ihm sofort klar, dass es sich bei diesem Unheilspropheten um einen Christen handeln musste. Die Christen waren bekannt für ihre apokalyptischen Botschaften, aber da zu vermuten sein wird, dass diese absonderliche Sekte längst wieder ausgestorben sein wird, wenn der geneigte Leser diese Rollen in der Hand hält, seien hier zwei Worte über die Christen verloren: Die merkwürdigen Eiferer erwarteten – allerdings schon seit einem halben Jahrhundert – die Ankunft oder Wiederkehr ihres Erlösers und damit verbunden, das Ende der Welt. Man kann sich ausmalen, welche Gefühle diese Leute, die mit leuchtenden Augen den bevorstehenden Untergang predigten, bei Fabius erzeugten, einem Mann, der sechzehn Stunden am Tag dafür arbeitete, dass seine geliebte Stadt wieder auferstand.“

Bald ist Fabius aber klar, dass es sich bei dem verhafteten Vulkanpropheten – kein anderer als der junge Josse zu Beginn seiner Karriere – nicht um einen Christen handeln kann: Dazu ist seine Erscheinung zu gepflegt. Christen geben ihre Verachtung des Irdischen durch sackartige Gewänder und lange Fusselbärte zu erkennen. Aber wenn schon kein Christ, dann könnte man den Mann, der den offiziellen Optimismus untergräbt, doch zumindest, so Fabius, als „christennah“ bezeichnen. Gibt er doch Wasser auf die Mühlen der Christen! Man sieht: Die Strategien der Ausgrenzung unliebsamer Meinungen haben in Ruges Roman einigen Wiedererkennungswert.

Zwischen Vergnügungssucht und Endzeitbewusstsein

Immer wieder findet am Rand die neue „Sekte“ Erwähnung, die mit ihrem apokalyptischen Lebensgefühl in der erstarrenden römischen Zivilisation einen Nerv trifft. Am Ende wird auch im Inferno des Vulkanausbruchs ein Christ zur Stelle sein, um das Jüngste Gericht zu beschwören und bei den Flüchtenden Nottaufen vorzunehmen, solange im Asche- und Bimssteinregen noch Wasser den Sarno hinunterfließt.

Es ist eine aufgeregte, wechselvolle, zwischen Vergnügungssucht und Endzeitbewusstsein schwankende Zeit, die Eugen Ruges faszinierender Roman zum Spiegelkabinett macht. Als einsinnig-eindeutige Parabel, sei es in Sachen Klimawandel oder anderer aktueller Katastrophenszenarien, lässt sich „Pompeji“ ungeachtet der vielfältigen Wiedererkennungseffekte jedoch nicht lesen. Das liegt in der Sache: Ein noch so verheerender Vulkanausbruch ist ein zeitlich und räumlich begrenztes Inferno. Deshalb ließen sich die Römer durch den Untergang der Stadt auch nicht die Lebensfreude austreiben. Nur ein paar Monate später begannen in Rom die großen hunderttägigen Spiele zur Eröffnung des Kolosseums.